

Herzenberg & Israelsohn,

Nr. 23, Petrikauer-Straße Lodz, Petrikauer-Straße Nr. 23,

empfehlen ihr reichhaltiges Lager in:

Möbelstoffen, Gardinen, Stores, Teppichen, Läufern, Kameeltaischen, Portiären, Tisch- und Bettdecken, Seiden- und Wollatlas-Steppdecken etc., etc., etc.,

Leinwände, Tischwäsche und Weißzeuge

aus den renommiertesten Fabriken des In- und Auslandes.

Billigste aber absolut feste Preise.

Ausgezeichnete gedrehte Papierrossen

ROYAL in gelbem Papier, FIGARO in weissem Papier,
à 60 Kop. per 100 Stück,

welche in sämtlichen grösseren Tabakgeschäften zu haben sind,

empfehlen die Fabrik von

KOŁOBOW & BOBROW in St. Petersburg.

Dr. E. Czekański,

empfangt speciell mit Haut-, Frauen- und geheimen Krankheiten behaltete, Petrikauer-Straße Nr. 39, gegenüber der Apotheke des Herrn F. Müller, oberhalb d. Conditorei des H. Wüstehube, 2. Stock

Ergebene Anzeige!

Mein Restaurant

befindet sich noch

bis zum 21. d. Mts. im Hause Sachs

und wird vom 22. d. Mts. ab im Hause Joskowiez eröffnet, wovon ich dem geehrten Publikum ergebenst Mitteilung mache.

Hochachtungsvoll

M. Frankfurt.

Mein Comptoir und Lager

befinden sich von heute ab:

Petrikauer-Strasse Nr. 79, Haus Ch. W. Lehmann.
James Landau.

Mein Comptoir und Zimmerplatz

befindet sich Widzewskastraße Nr. 1133 (neu 90)
in eigenem Hause.

Richard Scholtz, Zimmermeister.

Bu Festgeschenken und Hausbedarf

empfehlen Probellischen, enthaltend

12 Bout. Wein ausgew. Gattung

ist, herb und roth, darunter

1 Bout. Champagner oder Cognac

gegen Nachnahme von Rs. 8 franco nach jeder Bahnstation

die Weingroßhandlung

Gebrüder Kepmner,

Warschau.

Auf Verlangen stehen Preislisten franco zur Verfügung.

In einer Nachbarstadt von Lodz finden junge Mädchen vom zwölften Jahre an Aufnahme zum Zweck der Erziehung und des Unterrichts in allen wissenschaftlichen Fächern und Musik. Auskunft erteilt Religionslehrer Stiller, Zawadzkastraße, Haus Rondthaler. Sprechstunde Nachmittags 5 Uhr. (3)

50-22) Dr. Littauer

empfangt speciell mit Haut-, Geschlechts- und Darmröhren-Krankheiten behaltete von 8-10 Uhr Vor- und von 2-6 Uhr Nachmittags. Petrikauer-Straße Nr. 24, Haus Kostenberg

Ein Theilhaber

mit Rs. 2-3000 wird für ein sich gut rentirendes Geschäft gesucht. Offer-ten sub „Theilhaber“ an die Exp. d. Bl. erbeten. (3-1)



Helenehof.

Heute Sonntag, den 12. Juli 1891:

Früh- und Nachm.-Concert

und letzte große Vorstellung

lebender, mythologischer und Marmor-Bilder, Wassernymphen etc. etc.

bei elektrischer, bunter und Magnesium-Beleuchtung auf dem Wasser.

Außerdem, ein pompöses, brillantes

Feuerwerk.

Zum ersten Male in Lodz!

Don-Juan

oder der Mensch im Feuer.

Der Eiffelthurm

60 Fuß hoch durch tausende verschiedenfarbige Flammen beleuchtet. Die Eiffelthurm-Decoration und das Feuerwerk hergestellt vom bekannten Warschauer-Pyrotechniker

W. Żyzniewski.

Die lebenden Bilder werden vom

J. Wojakowski

arrangiert werden.

Preise der Plätze: Stühle erste Reihe 75 Kop.

Entree 40 Kop.

Kinder 20 Kop.

Das Feuerwerk wird bei eintretender Dunkelheit abgebrannt.

Zu verkaufen!

- 1) Eine neue Vorreißkrempele, beschlagen mit 22er Kraken, 54 Zoll breit.
- 2) Eine englische Drousette in gutem Zustand.
- 3) Ein Erfauster-Wolf.

Wo? sagt die Exp. d. Bl. (3-3)

Dr. med. J. KLEMPNER, Augenarzt.

ehemaliger Bolont.-Assistent des Prof. Becker in Heidelberg. Petrikauerstraße Nr. 21 vis-à-vis der Apotheke Spokorny. (10-10)

Gesucht werden

geübte Kopperinnen u. Stopperinnen für Streich- und Rammaarmmaare. Arztesen unter N. S. 100 sind an die Expedition d. Blattes zu richten. (3-3)

Benndorf's Garten.

Heute

letztes Sonntags-Concert der Steierischen Alpen-Sänger-Gesellschaft J. L Ü K L,

bestehend aus 3 Damen und 4 Herren.

Außerdem

Auftreten des Gesang-Komikers

AMON aus Wien.

Auftreten des Cythervirtuosen

Braun.

Anfang Sonntags 6 Uhr und an

Wochentagen 8 Uhr Abends

Entree im Saale 20 Kop.

Garten 15

Kinder in Begleitung der Eltern frei.

Bei ungünstiger Witterung findet

das Concert im Saale statt. (3-1)

Mittwoch, den 15. Juli:

Abschieds-Vorstellung.

Dem geehrten Publikum und besonders meinen werthen Gästen mache ich die ergebene Anzeige, daß ich

mein

Restaurant

vom 1. (13.) Juli ab vom Neuen Ring: Nr. 5 nach der Poludniowakstraße Nr. 494, neben dem Hause Nojen, verlege und bitte ein geehrt Publikum, das mir bisher geschenkte Wohlwollen auch im meinen neuen Locale erweisen zu wollen.

Hochachtungsvoll

S. Littke.

Die Direction d. Credit-Vereins

der Stadt Lodz

bringt gemäß § 22 des Vereinsstatuts hiermit zur allgemeinen Kenntniss, daß auf folgende Immobilien Anleihen verlangt wurden:

- 1) Unter Nr. 916 an der Widzewskastraße gelegene, den Eheleuten Ernst und Emilie Rottmann gehörige Immobilium, ursprüngliche Anleihe Rs. 12,000.
- 2) Unter Nr. 575 an der Petrikauerstraße gelegene, den Eheleuten Franz und Anna Heger gehörige Immobilium, Zuschlagsanleihe Rs. 8000.
- 3) Unter Nr. 1420 an der Poludniowakstraße gelegene, Gustav Stark gehörige Immobilium, ursprüngliche Anleihe Rs. 10,000.

Alle Einwendungen gegen Ertheilung der verlangten Anleihen wollen die Vereinsmitglieder im Laufe von 14 Tagen vom Tage der gedruckten Bekanntmachung vorlegen.

Lodz, den 29. Juni (11. Juli) 1891. Für den Präses: Director H. Konstadt. Für den Bureau-Director: L. Gajewicz.

Gesucht

ein Lehrling mit guten Schulkenntnissen und schöner Handschrift.

Wo? sagt d. Exp. d. Bl. (3-3)

Umgehbarer sind verschiedene Möbel und Küchengeräthe ein Buffet und eine Siedemaschine zu verkaufen. Sipowa-Straße Nr. 789 P.

Beilage zu Nr. 158 des
Podzer Tageblatt

Ein verträumtes Blümlein.

Von
A. von Randow.

Er hatte Recht, unser Klassenordinarius in der Oberquarta des C. J. Gymnasiums, als er bei der Lektüre des Phädrus mich der Unaufmerksamkeit zieh. Ich dachte wirklich in jener Stunde nicht an den römischen Dichter und seine Fabeln. Ich dachte an den Heimweg! Nicht etwa wie arbeitsträge Buben den Heimweg als das Ende der verhassten Arbeit, oder wilde Rangen ihn als den Anfang des Sagens und Balgens betrachteten, denn ich war weder träge, noch auslassen. Der Heimweg war für mich von ganz anderer Bedeutung.

Ich will es Ihnen erzählen!

Der Heimweg war für mich damals die blüthenreiche Straße in einem Zauberhain, der sich um meine Seele wob, wie ein schönes Märchen. Auch eine kleine Königin erschien in den Knabenträumen. Nicht ein verzaubertes Schloß war es, in welchem sie thronte; es war ein alter, klosterähnlicher Bau. Dort gingen täglich Mädlein ein und aus, kleine und größere. Es war eine Schule. An ihr mußte ich vorüber, wenn ich zur Lektion ging und wenn ich heimkehrte. Man kann hierbei viel sehen und erleben in einem Jahre.

Schon zwei Jahre hindurch hatte ich meinen Weg da täglich viermal vorüber gemacht, ohne daß mir etwas Besonderes begegnet wäre. Es war immer das alte Einerlei. Ich kannte jedes Haus am Wege ganz genau und fast jeden Bewohner der einzelnen Häuser. Der dicke Drechsel Schulz, in der ganzen Stadt Pfeifen-Schulz genannt, der in Hemdärmeln und mit grüner Schürze immer vor seinem Pfeifenladen stand, war mir eine ebenso bekannte und gewohnte Erscheinung, wie der Metzger Straubing mit seinem heiseren Lachen, wie die Müllerburjchen an der Schloßbrücke und die alten Fräulein Brönnner in ihrem großen Laden mit dem berühmten Fleckenwasser, der Buchbinder Pöllnitz am Fischmarkt, bei dem ich meine Schulbücher kaufte, errege so wenig meine Aufmerksamkeit, wie der Tabakfabrikant Hoffmann, in dessen Laden ich meine erste Pfeife mit dem nöthigen Kraut versorgte, und nur in den dunklen Laden des Pfefferküchlers Schack, wo dessen weit und breit berühmte Pfefferkuchen und Baseler oder Nürnberger Leckereien lagen, warf ich dann und wann einen lebhaften Blick des Interesses. Und die Schule? Nun die Schule war eben eine Mädchenschule wie alle anderen. Die Schülerinnen trugen Wapen oder Taschen, hatten kurze Kleider und Höschen, die mit buntem Band oder dergleichen besetzt waren, und ob sie blond oder schwarz, hübsch oder häßlich, was kümmerte das einen fünfzehnjährigen Knaben, der mit

griechischen Vokabeln und dem Pythagoräischen Lehrsatz sich abquälten mußte.

Seit ein Paar Wochen aber war das anders geworden!

Meist, wenn ich mein elterliches Haus verließ, traf es sich, daß ein schlankes Kind von etwa zwölf Jahren meinen Weg kreuzte. Zuerst beachtete ich die Kleine kaum. Erst als ich sie immer und immer wieder sah, schaute ich sie mir ein wenig näher an. War es das duftige Alabasterweiß ihres Nackens und Antlitzes, oder das große, sprechende, blaue Auge, oder der graziose Gang, oder waren es die rosig angehauchten Wangen, oder die langen silberblonden Flechten, die bis zur Hüfte herabfielen, was mir wohl gefiel — ich weiß es nicht. Ich glaube, es gefiel mir eben Alles an ihr, ohne daß ich wußte, warum? Die Kleine mochte wohl auch mich nicht übersehen haben. Ihre großen, blauen Augen schienen zu erschrecken, so oft sie mich erblickten: dann war es, als wollten sie eine Frage an mich richten, nur wußte ich nicht, welche?

Die Stunde, wann die Kleine auf dem Wege nach der Schule an meiner Wohnung vorüberkommen mußte, hatte ich mit der Zeit mir wohl gemerkt. Wenn die Minute herbeikam, stand ich schon längst hinter dem Thorweg des Hauses, in welchem meine Eltern wohnten, und spähte, bis die ersehnte Gestalt um die Ecke unserer Straße bog. Und just, wenn sie vorbeischnitt, huschte auch ich auf die Straße.

Als mein kleines Ideal bemerkte, daß mein Zusammentreffen mit ihm keine Zufälligkeit mehr war, wurde es schüchtern und ängstlich, und zu meiner Betrübnis schien es, als wenn die Kleine mich nun gar nicht mehr anblicken wollte. Aber es war ihr doch nicht ganzer Ernst damit, das sah ich wohl bald. An Biegungen der Straße konnte sie nicht umhin, dann und wann sich ein wenig und ganz verstoßen nach ihrem kleinen Ritter umzuschauen; zuweilen auch trat sie wohl an einen der Schauläden, die damals erst spärlich längs der Straßen verstreut lagen, um in dessen spiegelnden Scheiben mein wandelndes Bild aufzufangen. Es gewährte mir Freude, mich so anzustellen, als bemerkte ich ihr Thun nicht. Wie schmerzlich wäre es mir gewesen, wenn sie sich belauscht gefühlt und von ihrer Umschau abgelassen hätte. Sobald die Kleine Angebetete in den Schulhof einbog, blieb ich drüben an Pfeifenschulzen's Thür stehen und blickte ihr sehnsüchtig nach, beglückt von dem letzten herzigen Blick, den sie von der Treppe des Portals, wie unabsichtlich, mir zusandte.

War das Kinderpiel? war es Liebe? die erste, reinste und unverfälschte Liebe des jugendlichen Lebens? — Für mich ist es keine Frage. Wögen Andere darüber lächeln. Das Glück in Vergesslichkeit, welches mein klopfendes Herz erfüllte, gab die beste Antwort. Es war ein Zauber in mein junges Herz eingezogen, der mich zu einem anderen Menschen

machte und den ich nicht mit allen Gütern der Welt hätte vertauschen mögen, und nur Eins schien mir wunderbar, daß nicht ein Jeder, der meinen kleinen Liebling sah, entzückt, wie ich, stehen blieb und das holde Kind bewundernd anschaute, das, wie mich dünkte, einer lieblichen Engelsgestalt gleich, die vom Himmel zu dem gewöhnlichen Menschen trotz herabgestiegen war, um als fromme Heilige die Menschen zu beglücken.

Ich habe seit dem kleinen Engel nie ein Wort gewechselt, ich schaute nur und fand in selbstzufriedener Einfalt meines unverdorbenen Herzens mein ganzes Glück im beseligenden Anblick der Geliebten. Noch weniger hätte ich über mich vermocht, einem Sterblichen, und wäre er mein bester Freund gewesen, von meinem Glück zu erzählen. Ich würde geglaubt haben, mich an der Reinheit meines Gefühls zu versündigen.

Einmal kam die Kleine mit einem schönen Blumenbouquet, welches offenbar für einen Lehrer oder eine Lehrerin bestimmt war, zur Schule. Sie schaute dicht vor der Schule nach mir herüber und ließ, war es Abficht oder Zufall, ich weiß es nicht, ein Rosenknösplein fallen. Ich wartete, bis sie sich in den Schulhof entfernt, und hob das Blümchen eiligst und verstoßen vom Boden auf. Eben drückte ich es an die Lippen, als das herzige Kind noch einmal zurückschaute, und tiefe Gluth bis unter die Stirn ergoß sich beim Anblick dessen, was sie sah, über das halbe Antlitz. Die Rose aber verwahrte ich wie ein Heiligthum in meinem Stammbuche.

Das Glück währte ein ganzes Jahr und darüber. Wir sahen uns täglich und waren selig in dem Gedanken gegenseitiger reinster, hingebender Liebe. Meine Leistungen in der Schule blieben in dieser ganzen Zeit nicht zurück. Ich hätte mich meiner Liebe unwerth gefühlt, wenn ich in meinem Eifer nachgelassen hätte. In dieser Zeit erfuhr ich auch den Namen meiner kleinen Geliebten: sie hieß Helene Lenz und war die Tochter eines Beamten.

Da überraschte uns eines Tages mein Vater mit der Nachricht, daß er in eine höhere amtliche Stellung, an einen anderen Ort versetzt sei. Die Mittheilung traf mich wie ein Blitzstrahl und jählings stürzte ich aus der Höhe meines Glückes. Bleich und in mich gekehrt schlich ich umher. Auch Helene litt sichtlich, denn die Versetzung eines altangesehnen Beamten ist ein Ereigniß, welches in einer Mittelstadt schnell von Munde zu Munde getragen wird und die Nachricht war auch ihr ohne Zweifel zugegangen. Als endlich die Scheidestunde kam, und ich sie das letzte Mal sah, da blieb sie wohl drei und vier Mal am Portal ihrer Schule stehen und es war, als wenn sie sich nicht trennen, als wenn sie den Blick nicht von mir lassen könne. Dann wandte sie sich plötzlich und ich sah, wie sie ihr weißes Tüchlein vor die Augen

legen
er-
kla-
an
Das
aller

hielt und bitterlich weinte. Da war es, als wenn mir alles auf Erden genommen würde, was mir lieb, als wenn der Himmel mit meinem Glücke zusammenbräche. In der Brust des 16jährigen Jünglings rang ein namenloser Schmerz. Ich hätte laut geschluchzt, wenn ich mich nicht vor den Leuten geschämt hätte. Zu Hause aber, in stiller Kammer weinte ich bitterlich und mußte mich endlich fiebernd zu Bette legen. Drei Tage kämpfte mein armes, krankes Herz und die Eltern mußten meinetwegen die Abreise verschieben. Meine fünf Jahre ältere Schwester Therese, die gute, wich nicht von meinem Lager. Sanft forschte sie nach dem Grunde meines Leidens. Ich schwieg beharlich. „Ich will nicht weiter in Dich dringen“ — sagte sie — „ich kenne das, Du hast Seelenleiden; da giebt es keinen Trost als die Zeit!“

Sie hatte Recht! — — —
Nun folgten die Sturm- und Drangjahre, welche kaum einem Jünglinge von lebhaftem Temperament erspart werden. Ich bezog die Hochschule, ward Beamter. Mehr und mehr traten die Bilder der Vergangenheit unter den Eindrücken einer neuen, gänzlich veränderten Gegenwart in die Ferne zurück. Ich ward Mann, ward Gatte und Vater. Drei Knaben entsprossen der Ehe, die mich nicht befriedigte, da sie nur auf Außerlichkeiten, nicht auf dem Fundamente gegenseitiger Achtung und Ausgleichung der Charaktere aufgebaut war. Nach einer Reihe für die wahren Bedürfnisse des Herzens über Jahre starb meine Gattin.

Zwei Jahre darauf brachte der Briefträger einen schwarzgeränderten Brief. Auch mein Mütterlein, das bei Eintritt in meine Ehe, die sie niemals erfreute, von einem unwiderstehlichen Heimweh getrieben, nach E. übergesiedelt, war dort zur ewigen Ruhe eingegangen. Schwester Therese, ihre treue Pflegerin, ließ sich's jetzt nicht nehmen, mir, ihrem einzigen Bruder, eine treue Stütze zu werden und als Schutzengel über dem Hauswesen und der Erziehung meiner Kinder zu walten.

Eines Tages in trauter Stunde saßen wir, Schwester und Bruder, bei einander und gedachten unserer Heimathstadt und unserer dortigen lieben Freunde. Wir ließen Alle Revue passiren, die Lebendigen, wie die Todten. Es war eine stille, weihevollte Stunde der Erinnerung. Da erzählte Schwester Therese, wie sie in einem Damencirkel, dem nur Mädchen in vorgerückten Jahren, wie sie selbst, angehörten, manche interessanten Aufschlüsse über die Lebensschicksale Bekannter erhalten. „Die Damen“ — fügte die Schwester hinzu — „erinnerten sich, obwohl Du länger als 25 Jahre die Heimath nicht gesehen, noch alle Deiner und fragten nach Deinen Lebensschicksalen. Auch eine Freundin von Dir lernte ich kennen, von der ich bis dahin nichts wußte. Sie schien eine große Freude zu haben, neben mir sitzen und mit mir plaudern zu können. Ich fand in ihr trotz ihrer 40 Jahre eine noch immer angenehme, sympathische Erscheinung voll ausgesprochener Herzengüte und Geist. Sie war eine Blondine. Vor der Verheirathung unseres Vaters kannte ich sie nicht; unsere Jahre trennten uns damals, sie war dreizehn, ich einundzwanzig Jahre. In älteren Tagen verschwindet aber der Altersunterschied mehr und mehr, und wir wurden an jenem Abend schnell mit einander bekannt.“

„Und wer war die Dame?“ fragte ich gespannt.
„Helene Tenz!“

„Ja, wir kennen uns,“ sagte ich, und meine Erinnerungen griffen warm in die Vergangenheit zurück. Nach einer Pause fügte ich hinzu: „Sie bildete den Gegenstand meiner ersten, heißesten und heiligen Liebe!“

„Ich weiß es,“ erwiderte Therese, „sie selbst hat es mir erzählt!“ „Das waren“ — sagte sie mir — „die glücklichsten Stunden meines einsamen, liebeleeren Lebens, eine Fülle von Glückseligkeit, welche mein kleines Herz kaum zu fassen vermochte. O, diese schönen Kinderzeiten, ich habe sie nie vergessen und halte ihre Erinnerung heilig. Wir Beide wußten, und nur wir allein, wie lieb wir uns hatten, ohne in kindlicher Scheu ein Geständniß über die Lippen zu bringen. Und wie beglückend war der Gedanke, das süße Geheimniß mit keinem Dritten zu theilen. Die schöne, herzlich schöne Vergangenheit kehrt nimmer wieder!“ so sprach Helene.

Meine Schwester schwieg. Mich selbst aber ergriff ein tiefes Weh, ich nahm Hut und Stod, ich mußte in Gottes freie Luft. Als ich nach geraumer Zeit zurückkehrte, war es spät Abends, und alle Angehörigen hatten bereits die Ruhe gesucht. Ich begann in meinem Schreibpult zu wühlen; in meinen alten, verstaubten Papieren mußte sich das Stammbuch meiner Kinderzeit finden. Endlich hielt ich es in den Händen, das kleine Büchlein von rothem Saffian mit goldenem Schnitt. Es enthielt nur Erinnerungen aus der Schülerzeit, denn ich hatte es später nicht fortgesetzt. Einige Personen, die später in der Geschichte unserer Zeit traurige oder illustre Bedeutung erlangten — Hugo Duehl, Gustav Strecker (Pajcha), Gustav v. Stiehle — abgerechnet, enthielt das Büchlein nur Namen, nichts als Namen ohne Werth; viele der einstigen Träger derselben waren längst todt oder verschollen. Aber alle diese Blätter suchte ich nicht; ich forschte nach den Blätter- und Blüthenresten einer kleinen Blume. Da endlich lag das dürre Zweiglein, eingehüllt in Seidenpapier, gelb und trocken vor mir.

Ich drückte den Gegenstand süßer Erinnerung an meine Lippen. Dann barg ich ihn wieder sorgsam an seinen Ort und ging zu Bett. Aber der Schlummergott wollte seinen Mohn nicht über mich ausschütten und erst spät schlief ich übermüdet ein. Selbst im Schlaf fand ich nicht die ersehnte Ruhe. Mich verfolgten Träume, süße und beunruhigende. Mir träumte, ich sähe die herzige Helene. Ich war Knabe und schaute, die Schulbücher unterm Arm, zu ihr hinüber, als sie an der Schwelle ihres Schulgebäudes stand. Sie hatte ihr blauesäumtes kurzes Mouffelinröcklein an, die weißen Spigenhöslein darunter, die Schultasche an der Seite. Sie streckte die Händchen nach mir aus und lächelte so süß, so herzig süß und ich eilte auf sie zu, um ihre kleinen Hände zu erfassen, — da stürzte das Thorgewölbe über mir zusammen und ich erwachte. — — —

Und wieder vergingen Jahre! Da trug man auch meine treue Schwester hinaus zur ewigen Ruhe. Ich stand allein. Mein jüngster, liebster Knabe war mir schon längst durch den Tod entrisen; die beiden überlebenden Söhne waren erwachsen und, ihren Berufen folgend, außer dem väterlichen Hause. Da ergriff mich ein tiefes Gefühl unsagbar schmerzlich-banger Einsamkeit. Wie den frommen Moslem nach Mekka, so zog es mich, wie einst Mutter und Schwester, nach der Stätte meiner Jugend. Ich wollte die noch einmal sehen, die ich so lieb gehabt, wollte ihr erzählen, was ich einst hätte zu ihr sprechen mögen, aber als schüchtern unbeholfener Jüngling nicht über die

Lippen gebracht, wollte — ich weiß es nicht, was ich weiter wollte. Aber fort mußte ich, fort, nur fort!

Am nächsten Tage saß ich im Coupee der Eisenbahn. Sie führte mich nach Weimar. Städte, Dörfer und Landschaften flogen an mir vorüber! ich achtete nicht darauf. In Weimar machte ich Halt. Ich wollte einziehen in die Stadt meiner Kindheit nicht mit dem Dampfstoß, sondern wie ich einst verlassen, zu Wagen, wollte nicht in raschem Fluge, sondern Schritt vor Schritt von Bergeshöhe das Panorama der alten Stätten meiner Erinnerungen aufsaugen. Ich wählte daher den Weg über den Ettersberg, und ließ das Gefährt seitab von der großen Landstraße einbiegen.

Da lag die Stadt, wie sie einst gewesen, unten in der Thalebene. Noch immer ragten ihre 26 Thürme mit dem dreigespitzten Dome über sie empor. Noch immer thronten rechts im Hintergrunde der Petersberg und die Cyriaksburg. Noch immer leuchtete links in halber Höhe des Berges das Schießhaus hervor und dahinter hoch oben am bewaldeten Berge zogen sich, einer weißen Perlschnur vergleichbar, die Gartenhäuslein des Seigerwaldes zwischen Waldesgrün in langgestreckter Reihe hin.

Ich ließ das Gefährt halten und sog mit Wollust den Eindruck meiner Jugenderinnerungen an. Jeder Thurm, jedes Haus war mit Erinnerungen verwebt. Dort athmet, dort lebt sie — sagte ich mir — sie ahnet nicht, daß ihr treuer Jugendfreund so nahe!

Ich rief dem Kutscher ein fröhliches „Vorwärts“ zu. Ein Peitschenschlag auf die Kasse! und hinab ging's ins Thal. Wir nahmen den Weg durch das Krämpfer Thor. Nahe beim Eingang innerhalb der Stadt liegt ein Friedhof. Kurz hinter demselben bequeme uns ein Leichenzug, — ein übles Omen. Nur wenige Leidtragende folgten dem mit Blumen reich geschmückten Sarge, unter ihnen eine Anzahl Damen zu Wagen. Ich ließ meinen Wagen halten und setzte meinen Weg zu Fuß fort. Alte bekannte Häuser, auch einige neue darunter, überall aber alte Erinnerungen, zuweilen alte in neuem Kleide traten mir beim Weiterschreiten entgegen. Nur das Gymnasium hatte eine völlig veränderte Gestalt erhalten. Aber wohin ich auch schritt, nicht ein bekanntes Antlitz war es, das den Fremdling willkommen heißen hätte. Ueberall kalte und theilnahmlose Gesichter, die mich fremd ansahen, oder Menschen, die rasch an dem Wanderer vorüber eilten, ohne von ihm Notiz zu nehmen. Ich mar Fremdling in meiner eigenen Heimath geworden.

Es erfüllt uns mit unsäglicher Behmuth, wenn wir, nach Jahren der Abwesenheit, zu einem Ort, an welchem wir uns einst glücklich fühlten, zurückkehren und dann wohl die alten Mauern, Häuser, Straßen und Gärten wiederfinden, aber nicht die alten Bewohner, zwischen denen wir uns einst bewegten. Nicht die Dertlichkeiten sind es — das erkennt man dann — die uns einen Wohnort lebenswerth machen, sondern die Beziehungen, und die Menschen, unter denen wir leben.

Ich fühlte mich vereinsamter, denn je. Eine Hoffnung wäre nur, die mir alle diese Täuschungen aufwiegen sollte. Ich wandte mich darum eilig zum Hotel.

Als ich in den Gastalon trat, fand ich den Wirth. Auch er war ein anderer geworden. Aber er erwies sich mit den Personalverhältnissen der Stadt ziemlich vertraut. Ich fragte ihn nach diesem und jenem meine

Freunde. Der eine war verzogen, der andere als Beamter verfehlt worden, ein dritter und vierter todt, einer sogar im Irrenhause. Einige, mir ferner stehend, fungirten noch im Register der Stadtbewohner. Endlich wagte ich zögernd die Frage; „Und kennen Sie nicht hier ein Fräulein Helene Lenz?“

„O gewiß! Die ist leider vor drei Tagen gestorben. Sie müßten ja, wenn Sie, wie der Kutscher sagt, hier zum Thore hereingekommen sind, dem Leichenzuge begegnet sein!“

Mir war zu Muth, als wenn der Boden unter meinen Füßen versinken sollte: ich mußte mich am Tische festhalten.

Der Wirth mochte mein Erbleichen bemerkt haben. Er fragte: „Stand Ihnen die Dame näher?“

Sie gab eine zweifelhafte Antwort und wankte, meiner selbst nicht mächtig, hinaus aus dem Saal und hinauf in mein Zimmer. Was ich dort gemacht, ich weiß es heute nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich mich erst auf dem Kirchhofe wiederfand.

Ich ließ mir die Stelle zeigen, an welcher man die theure Berewigte gebettet. Das Grab war zugeworfen und eine Fülle von Blumen und Kränzen lag darüber.

Der Todtengräber, der die Heimgegangene gekannt, wußte nicht Gutes und Vieles genug von ihr zu erzählen. Fast theilnahmlos hörte ich ihm zu. Aber als der Alte sich entfernte, brach mein ganzer Schmerz in Thränen los. Ich kniete am Grabe nieder und der Mann mit ergauntem Haupt schämte sich seiner Thränen nicht.

Dann gab ich dem Todtengräber die Weisung, das Grab zum anderen Tag ordnungsmäßig zu erhöhen und zu bepflanzen. Ich selbst grub, als dies geschehen, zwei Köpfe mit Myrthen und zwischen ihnen einen blühenden Rosenstock in das Erdreich des Grabhügels und vor dem Rosenstock verfenkte ich tief, ganz tief, daß keines Menschen Hand an das Kleinod rühre, die silberne Kapsel, in welcher ich die Rosenknospe als ein Heiligtum verwahrte, mit dieser in den Boden. Ein Zweiglein davon behielt ich selbst zum Andenken an meine unvergeßliche Helene, bis auch mich der Tod mit ihr vereinen wird.

Wenn man dereinst in dem ewigen Kommen und Vergehen aller menschlichen Dinge, nach vielen, vielen Jahren, auch dieses Grab dem Boden gleich macht, wird man die silberne Kapsel finden, zerfressen von Zeit und Rost. Die rohe Hand des Gräbers wird glühende Schätze in ihr vermuthen und er wird dann ein Kleinod finden, freilich werthlos für ihn; aber ein Kleinod, das einst den Reichtum eines Mannes machte — ein verdorrnetes Blümlein!

Makundri.

Aus den Papieren eines Arztes.
von
Carl Cassau.

Es war gerade kein erfreulicher Abschluß meiner akademischen Zeit! Zwar hatte ich mein Doktor-Diplom cum laude in der Tasche, daneben aber auch die Forderung des größten Rabulisten der Hochschule, des Studiosus Mersardt; am nächsten Morgen sollte das Rencontre im Waldchen hinter der Sommerfrische Bellevue mit scharfen Klängen ausgefochten werden! Ich war nie ein guter Fechter gewesen, Mersardt aber hatte eine Legion von Paukeren hinter sich. Meine Freunde jedoch trösteten mich und riefen mir,

mich möglichst auf die Defensiv zu beschränken und nur offensiv vorzugehen, sobald mein Gegner sich eine Blöße gäbe. So kam denn der verhängnisvolle Morgen heran. Der Hohn meines Widersachers beim letzten formellen Versöhnungsversuch reizte mich zum Zorn, doch nahm ich alle meine geistigen Kräfte zusammen, kaltblütig zu bleiben.

Das Duell begann, aber alle Finten Mersardt's vermochten mich nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen; ich parirte kunstgemäß und machte ihn dadurch unrubig und tollkühn, so daß er sich bald eine Blöße gab. Nun war meine Zeit gekommen, ich wollte ihm nur einen Stich in die Schulter beibringen, der ihn kampfunfähig machen sollte, fiel aus und — traf den Raufbold so unglücklich unter den Rippen, daß ihm mein Säbel vier Zoll tief in den Leib drang. Er brach zusammen und der hinzutretende Arzt konstatarirte: „Er hat nur noch eine halbe Stunde zu leben!“

Wir standen alle wie vom Donner gerührt da, bis mein Freund Piffen an mich herantrat und sagte: „Fort in die Droschke und zur Bahnstation!“

Gleichzeitig drückte er mir seine volle Börse in die Hand. Ich folgte ihm mechanisch und fand mich nach einer Stunde im nächsten Schnellzug, der sich der niederländischen Grenze zu bewegte, wieder. Am Abend befand ich mich in der nächsten holländischen Stadt und in Sicherheit. Aber was nun machen? — Ueber Nacht sagte ich den einzig möglichen Entschluß: im meldete mich beim nächsten Verbeurenbureau als Militärarzt. Ich ward angenommen und für Soda bestimmt, wohin ich mit dem nächsten Schiffe in Gesellschaft eines großen Nachschubes abfuhr. Ich durfte mein Los noch als ein nicht zu schweres preisen!

Sechs Wochen später landeten wir auf der großen Insel, die mir wie ein irdisches Paradies vorkam.

Mein Regiment lag in Fort Dranien, hart an der Grenze der holländischen Besitzungen.

Ich fand eine gute Aufnahme. Der Obrist, Mynheer von Rittom, nahm sich meiner wohlwollend an, während die Offiziere mich kameradschaftlich in ihre Kreise einführten. Bald war ich mit Leib und Seele Soldat und — ein geachteter Arzt, denn an Kranken, besonders Fieberkranken fehlte es uns nie. Das lag nun zumeist am sehr heißen Klima, dann aber auch an der verkehrten Lebensweise unserer Leute, die geistigen Getränke und animalischer Kost nur allzusehr zusprachen. Ich selbst genoß von beiden nur spärlich und — blieb gesund. Besonders schön war es im Garten des Fort, wo wir oft unter hohen Palmen saßen und eine vorzügliche Zigarre rauchten.

Ein Jahr lang war ich bereits im Fort, als die Unruhen ausbrachen, welche, von der holländischen Wirthschaft unzufriedenen Savanesen erregt, die holländische Regierung und uns im stetem Alhem hielten. Auch unser Regiment hatte darunter zu leiden; wir mußten beständig unter den Waffen stehen und häufige Streifzüge unternehmen. Alle Eingeborenen wurden aus unsern Diensten entlassen; der Verkehr mit diesen beschränkte sich zuletzt nur noch auf den Handel mit Früchten und Gemüsen, mit welchen uns die braunen Savanesen nothgedrungen versorgen mußten.

Da trug sich im Fort ein Umstand zu, der auch dem ein Ende machte.

Eines Tages kehrten zwei angebliche

Händler im Fort ein, welche Reis liefern wollten. Lieutenant, Mynheer van Rottenlam, der gerade die Wache hatte, ertappte aber den einen dabei, wie er sich die Werke des Fort genau ansah.

„Sollte der Kerl ein Spion sein, der uns einen Ueberfall zugebracht hat?“ murmelte der Lieutenant und betrachtete den Hallunken genauer.

„Zum Teufel!“ flüsterte er mir dann zu, „wenn ich dieses braune Spigbubengesicht nicht einst am Hofe des Rajah von Arumje gesehen habe, so will ich gehängt werden!“

Als jener sich aber beobachtet sah, floh er zum Fort hinaus, dagegen blieb sein Genosse in unseren Händen.

Rottenlam ließ ihn sogleich arretiren und fragte:

„Wie heißt Du?“

„Makundri!“

„Ihr wolltet spioniren?“

Makundri schüttelte den Kopf. Da winkte Rottenlam dem Sergeanten Wesselborn, einem alten, gedienten Soldaten, der den Comment genau kannte und sagte nur das eine Wort: „Zwanzig!“

Ich sah eine solche Exekution zum ersten Male. Der schlanke, braune Kerl ward also blitzschnell ergriffen, der Kleidung beraubt, auf den schmalen Boß geschmalt, um die zudiktirten Zwanzig zu empfangen. Er zitterte nicht, aber seine dunklen Augen schossen Blitze des Hasses auf den Lieutenant. Zwei handfeste Infanteristen vollführten die Exekution. Der Rücken Makundri's war zerfleischt, aber er gestand nichts. Vergeblich suchte ich die Fortsetzung der Prügelstrafe zu verhindern; es folgten noch weitere zwanzig. Als man den Savanesen dann los schnallte, brach er wie todt zusammen. Gestanden hatte er kein Wort.

Nach Rücksprache mit Obrist von Rittom ließ ich den Aermsten in das Lazarethhaus bringen und verpflegte ihn mit Umsicht. Aber drei volle Tage dauerte es, ehe er reden konnte, wieder drei Tage, ehe er seine Spannkraft einigermaßen wiederfand. Damals küßte er mir die Hand und sagte oft: „Makundri ist dankbar, Makundri wird es nie vergessen!“

Am andern Tage sollte der arme Kerl dem Obristen vorgeführt werden; wahrscheinlich hätte sich die Exekution wiederholt, aber in der Nacht war Makundri spurlos verschwunden.

Der Lärm darüber war groß, aber was war zu machen.

Sechs Wochen später brach eine Compagnie auf, um ein im Aufstade begriffenes Dorf zu züchtigen und unsere Colonisten an der Grenze zu schützen. Ich war von der Partei und auch Lieutenant van Rottenlam befand sich dabei.

Wir erreichten den Compong, welcher Siliwang heißt, am Abend, fanden aber alles ruhig. Unsere Colonisten erzählten dann auch, daß die Ausländischen westwärts gezogen, um uns auszuweichen.

Auf Anordnung unseres Capitäns besetzte die eine Hälfte der Compagnie Siliwang, die andere ward in die nächste Ansiedlung gelegt. Ich blieb im Compong. Wir quartirten uns in einigen vortheilhaft belegenen Hütten ein, blieben aber im übrigen unter den Waffen, bis um Mitternacht Mynheer von Rottenlam Wachen ausstellte und uns den Schlaf erlaubte.

Ich schlief in der ersten Hütte ganz allein; mein Kopfkissen war ein Bund Reisstroh, trotz alledem träumte ich süß von der Heimath.

Plötzlich fühle ich mich geweckt. Es mußte kurz vor Aufgang der Sonne sein, war also noch finster.

„Werda?“ fragte ich.

Sogleich antwortete eine leise Stimme, die mir unergötzlich ist.

„Makundri! Sprich nicht so laut, Herr, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“

„Mein Gott,“ entgegnete ich, „was ist geschehen?“

Statt einer Antwort, die ich wünschte, faßte mich eine Hand und zog mich aus der Hütte und mit sich fort, dann flüsterte Makundri: „Hier ist eins von Euren Pferden, Herr, steigt auf!“

Ich that's mechanisch, dann fühlte ich das Pferd am Bügel ergriffen und merkte, daß Makundri ebenfalls beritten neben mir hielt. Leise sprengten wir davon und fort Dranien zu.

Seht ging die Sonne auf und nun konnte ich Makundri mustern. Er trug diesmal die reiche Kleidung eines Rajah. Eben wollte ich meiner Verwunderung Ausdruck geben, da verlegten braune Krieger unsern Weg; auf einen Wink Makundris zogen sie sich zurück und gaben den Weg frei.

„So, Herr,“ sagte nun der Mann neben mir einfach, „jetzt seid Ihr in Sicherheit; reitet nach Osten zu und Ihr werdet vor Sonnenuntergang in Fort Dranien sein!“

„Und meine Gefährten?“ fragte ich.

Da zog Makundri seinen Kris und sagte: „Dieses Blut ist dasjenige des Mannes, der den Rajah von Arumje beschimpft hat!“

„Wynheer Nottenkam?“ rief ich.

„Er ist todt!“ entgegnete jener dumpf.

„Und die übrigen?“ fragte ich schauernd.

„Sind, soweit sie nicht fielen, meine Gefangenen!“

„Und Ihr?“ rief ich ahnungsvoll!

„Ich bin Schandoo Makundri, Rajah von Arumje!“ lautete die Antwort.

„Ihr rettetet mein Leben, ich das Euerige; wir sind quitt, denn Ihr sollt nicht sagen, daß mir Japanesen undankbar sind! Heute ist die halbe Insel im Aufstande; die übrigen Gefangenen werde ich gegen meine Leute, die Ihr gefangen haltet, austauschen! Lebt wohl!“

Er wandte sein Ross und sprengte davon.

Ich stand, vom Entsetzen über das alles gefaßt, noch eine Weile da, dann gab ich dem Pferde die Sporen und jagte wie der Wind fort Dranien zu, wo meine Nachrichten alles in Allarm versetzten. Zwei Tage später brachte ein Schiff Verstärkungen, so daß das Fort die bald erfolgten Stürme der Aufrührer abschlagen konnte. Der Aufstand wurde bekanntlich gedämpft und nachdem der Frieden beiderseits beschworen war, sah ich auch meine Gefährten aus jener Schreckensnacht, die mit dem Leben davongekommen, wieder.

Zwei Jahre lebte ich noch im Fort, dann wurde ich nach Fort Löwen versetzt. Ich blieb hier wohl sechs Monate; da erkrankte mein Nachfolger in Fort Dranien und ich kehrte dorthin zurück. — Sei, wie ward ich enthusiastisch empfangen! Nur einen vermisste ich unter den alten Bekannten: Sergeant Wesselborn. Als ich mich nach ihm erkundigte, entgegnete Wynheer van Rittom: „Wir fanden ihn eines Tages, diesen Kris im Herzen, am Brunnen vor dem Fort!“

Dabei legte er mir einen Kris mit Goldgriff vor. Nur einen Blick warf ich

darauf und ich dachte an — Makundri; es war sein Kris und der Sergeant fiel aus Rache für jene Züchtigung eines Rajah. Niemals hörte ich später von Makundri.

Heute Chronik.

— Elektrische Hinrichtungen in Amerika. Am Dienstag hat im Staatsgefängnis zu Sing-Sing die elektrische Hinrichtung von vier Mördern stattgefunden. Ueber diese Prozedur liegen mehrere Depeschen vor, welchen wir das Folgende entnehmen: Alle Zeugen der vollzogenen Hinrichtung durch Elektrizität erklären, daß sämtliche Hingerichteten ohne Todeskampf oder das geringste Zeichen von Schmerz starben. Slocum ging gefaßt dem Tode entgegen und setzte sich ruhig auf den Hinrichtungsstuhl. Die Execution erfolgte so schnell, daß der Gesichtsausdruck des Hingerichteten unverändert blieb. Smiler wankte mit schlotternden Knien zum Stuhle und mußte gestützt werden. Wood sah dem Tode vollkommen ruhig entgegen. Gegen alle Erwartung zeigte sich auch Zugiro nicht ungebärdig. Die Leichen wurden unmittelbar nach der Hinrichtung in ein in der Nähe befindliches Zimmer getragen, wo dieselben ärztlich besichtigt wurden. Dr. Rodwell, der Erfinder der elektrischen Hinrichtungsmaschine, sagte, er könne, ohne die Decretion zu verletzen, mittheilen, daß der Versuch durchaus gelungen sei. Der Tod sei in Folge eines elektrischen Stromes von 1800—2000 Elementen augenblicklich und vollkommen schmerzlos eingetreten. Dr. Daniels, einer der Zeugen bei der Hinrichtung, sagte einem Interviewer gegenüber, er hätte über die Sache viel zu sagen, wenn ihm nicht Stillchweigen auferlegt wäre. Er fügte hinzu, daß sich die Scene wie bei Kemmler in der Praxis in jedem Falle wiederholen werde. Jeder der Hingerichteten habe zwei Schläge erhalten. Ein anderer Zeuge giebt folgende Darstellung der Scene: Die mit schwarzen Röcken, dunklen Beinkleidern und weißen Hemden bekleideten Verurtheilten wurden unter Aufsicht Dr. Macdonald's gebunden und an ihrem Kopfe und rechten Bein je eine Elektrode befestigt. Als die Vorbereitungen beendet waren, nahmen die Gehilfen eine Kanne Salzwasser und einen feuchten Schwamm zur Hand. Auf das Zeichen der Doctoren, daß Alles in Ordnung sei, ging die Prozedur vor sich. Sofort spannten sich die Rippen der Hingerichteten gegen die Besseln, jede Muskel zuckte, als ob der Delinquent eine furchtbare Anstrengung mache, zu entkommen. Die Hände der Bande drangen tief in das Fleisch ein und die Haut wurde purpuroth. Der Eindruck dieser Scene auf die Zuschauer war ein geradezu schauerlicher. Na: Verlaufs von zwanzig Sekunden war die krampfartige Muskelbewegung beendet, der Körper erschlaffte. Einen Augenblick schien es, als ob Slocum, wie seiner Zeit Kemmler, wieder zum Leben erwachen würde. Kaum eine Minute nach dem ersten elektrischen Schläge kam zwischen den Rippen und durch die zusammengepreßten Zähne des Hingerichteten ein rauschender Ton hervor, ein aus der Lunge kommendes Pfeifen wie ein leiser Senfger. Sofort schloß Dr. Macdonald zum zweiten Male den Strom und bei dem zweiten Schläge begannen Fleisch, Veine und Kopf zu rauchen, die Muskeln hörten auf zu arbeiten und der Körper brach derart in sich zusammen, daß er zu Boden gefallen wäre,

wenn er nicht von den Banden gehalten worden wäre.

— Eine Hochzeitsgesellschaft auf dem Velociped. Die Stadt Châlons hat neulich Gelegenheit gehabt, einem bisher sicherlich noch nicht dagewesenen Schauspiel beizuwohnen. Eine ganze Hochzeitsgesellschaft fuhr auf Zwei- und Dreirädern zum Festmahle. Das junge Ehepaar hatte sich natürlich nicht trennen wollen, war es doch eben erst von dem Herrn Maire vereinigt worden. Die beiden Liebenden traten daher gemeinschaftlich dasselbe Tandem. Auf Ericycles folgten die Brautjungfern. Die etwas tollkühneren männlichen Brautführer hatten Dicycles bestiegen, und die übrigen Hochzeitsheilnehmer saßen rittlings auf ihren Dicycles. Leider wird nicht gesagt, ob nicht ein unglückseliger Kieselstein die gebrechlichen Fahrzeuge, die so leicht das Gleichgewicht verlieren, zum Wanken gebracht habe und umschlagen ließ. Eine ganze Hochzeitsgesellschaft im Chausseegraben. — das Bild hätte sich prächtig ausnehmen müssen.

— Welche Sprache wird am meisten gesprochen? Ueber diesen interessanten Punkt hat der bekannte Hallenser Gelehrte, Professor Dr. Kirchhoff folgende Zusammenstellung gegeben, die manchen Leser überraschen dürfte. Beinahe ein Drittel der ganzen Menschheit, nämlich mehr als 400 Millionen, spricht die chinesische Sprache; dann kommt die Hindusprache, die von mehr als 100 Millionen gebraucht wird. An dritter Stelle — fast 100 Millionen — steht die englische, an vierter die russische mit etwa 80 Millionen, während die deutsche Sprache von 57 Millionen Jungen und die spanische von etwa 48 Millionen gesprochen wird. Von den europäischen Sprachen befindet sich das französische Idiom erst an fünfter Stelle.

— Ein sehr interessanter Wettkampf, der auch für das Zeitungswesen von großer Bedeutung ist, hat jüngst in einer Buchdruckerei zu Paris stattgefunden. Drei Buchdrucker hatten beschlossen, zu versuchen, auf welche Weise das Setzen der Buchstaben am schnellsten von Statten gehe, und hatten ihre besten Arbeiter ins Treffen geschickt. Der eine bediente sich einer vervollkommenen und verbesserten Setzmaschine, der andere der Polytypie, während die Seherin Frau Robert mit dem einfachen Schriftkasten auf dem Plane erschien. Die einzelnen Versuche ergaben folgendes Resultat: Eister Versuch (Dauer: eine Stunde) — Die Setzmaschine bringt 69 Zeilen voll sinnentstellender Druckfehler zu Stande, die Polytypie 71 fehlerfreie Zeilen, der Schriftkasten 77 fehlerfreie Zeilen. Zweiter Versuch: Setzmaschine 72 Zeilen mit Druckfehlern, Polytypie 89 fehlerfreie Zeilen, Schriftkasten 84 fehlerfreie Zeilen. — An dem dritten Versuche nahm die Setzmaschine nicht mehr Theil, da sie sich der Polytypie und dem Schriftkasten nicht gewachsen zeigte, obwohl ihr Erfinder versichert hatte, daß sie viermal mehr Zeilen zu Stande bringen würde, als der mit dem Schriftkasten arbeitende Seher. Der dritte Versuch dauerte drei Stunden und ergab folgendes Resultat: Polytypie 243 fehlerfreie Zeilen, Schriftkasten 250 fehlerfreie Zeilen oder 83 in der Stunde. Da sich auf jeder Zeile durchschnittlich 89 Buchstaben befanden, so erhellt, daß in drei Stunden 9750 Buchstaben gesetzt waren. Die schwache Frau Robert hatte aber über die Polytypie und die Setzmaschine einen glänzenden Sieg davongetragen, was zur Folge hatte, daß jetzt von einer großen Anzahl Pariser Buchdruckereien Frauen in den Setzräumen beschäftigt werden.